

mächtigen Kunde giebt, nicht wie das unvergängliche Denkmal eines unsterblichen Moments ergriffen? Goethe und Napoleon, wie im Mittelalter Kaiser und Papst, die zwei Herren der Welt, die zwei Stellvertreter des ewigen Geistes auf Erden, mit einander in feierlicher Unterredung, vor einander in Ehrfurcht gebeugt, einander die Nieren prüfend, welcher Augenblick, welcher ein Bild! Ihrer Ebenbürtigkeit als Auserwählte des Schicksals sich bewußt, traten sie gleichsam wie alte Freunde sich gegenüber, wie nahe Verwandte, die sich nie gesehen, doch sich längst gegrüßt. „Das ist ein Mann!“ Es kann einer jetzt Folianten voll Bewunderung und Huldigung schreiben, und doch so viel nicht sagen, als Napoleon sagte mit diesem erhabenen Wort. Wie ehrt man sich selber, wenn man auf diese Weise seines Gleichen ehrt! Zu Chateaubriand sprach Napoleon nicht so; er sah in dem glänzenden Schriftsteller, der durch seinen Geist des Christenthums die Wiederherstellung der Religion und der Gesellschaft, die auch ihn, den ersten Consul, beschäftigt, wesentlich gefördert hatte, einen brauchbaren Schwärmer und eine prächtige Karyatide seines künftigen Throns. Er wußte ihn empfänglich für seine Schmeichelei, und gewann ihn durch geschickte Anspielungen auf sein dichterisches Verdienst; er kannte den Zug seiner Seele, er hatte seine geheimsten Neigungen ausgespäht, kurz, hatte mit allen Zugängen zu seinem Herzen wie mit den Höhen und Senkungen eines Schlachtfeldes sich vertraut gemacht, und dem Strategen von Genie, dem vollkommenen Taktiker, konnte mit solchen Vorkehrungen unmöglich der Sieg entgehen.

Chateaubriand kam in den Besitz Bonaparte's, als Diener, aber nicht als Sklave. Er ging zur Gesandtschaft der damaligen Republik in Rom, wie die heutigen Legitimisten-Jünglinge im Namen der heutigen Republik zu Gaëta ein- und ausgehen, und etwa derselbe Unterschied, der zwischen diesen Herren und einem Chateaubriand besteht, besteht auch zwischen der Republik von heute und der von damals. Chateaubriand, der unterdessen von Rom, wo eine wohl mehr als bloß verehrte Freundin in seinen Armen gestorben war, seine Ernennung

zum Geschäftsträger in Wallis bekommen hatte, erfuhr, als er eben auf seinen Posten abzugehen im Begriff stand, die Katastrophe des Herzogs v. Enghien. Den andern Tag war, trotz aller Abmahnungen furchtsamer Freunde, seine Entlassung in den Händen des Alleinherrschers. Schon einige Tage zuvor war Chateaubriand in einer Scene gegenwärtig, die, wie ein Vorspiel dazu, von ihm erzählt wird. Er machte dem ersten Consul einen Besuch in den Tuilleries; sie hatten sich nicht mehr seit ihrer ersten Begegnung bei Lucian gesehen. „Die Galerie, wo Bonaparte empfing, war voll Menschen; er hatte Murat und einen ersten Adjutanten zur Seite; er durchschritt die Menge und blieb nirgend stehen; wie er mir nahe kam, ward ich von der Aenderung seines Aussehens überrascht; seine Wangen waren eingesunken und gallicht, seine Augen hart, seine Gesichtsfarbe abgebleicht, seine Miene finster und unheimlich. Ich fühlte den Reiz nicht mehr, der mich früher zu ihm hingezogen; statt ihn zu erwarten, machte ich eine Bewegung, um ihm auszuweichen. Er warf mir einen Blick zu, als suchte er mich wieder zu erkennen, ging einige Schritte weit auf mich zu, dann wandte er sich ab und entfernte sich. War ich ihm erschienen wie eine Warnung? Sein Adjutant bemerkte mich; wenn die Menge mich deckte, suchte der Adjutant aus den Personen, die mich umstanden, mich herauszusehen, und zog den Consul wieder in meine Nähe. Dieses Spiel dauerte beinahe eine Viertelstunde; ich wich stets zurück, und Napoleon ging mir nach, ohne es selbst zu wissen.“

Alles, was auf den Tod des Herzogs von Enghien Bezug hat, wird von Chateaubriand sorgfältig aufgesucht und umständlich zusammengestellt. Das Verhängniß dieses Fürsten, indem es den royalistischen Varden aus der Sphäre Bonaparte's herauswarf, gab ihn der schriftstellerischen Thätigkeit zurück, entfremdete ihn völlig der Revolution und ward hierdurch für sein ganzes Leben ein so überwiegendes Moment, daß die auf den ersten Anblick unverhältnismäßige Ausführlichkeit, womit er sich darüber verbreitet, bei einigem Nachdenken gerechtfertigt erscheint. Unnöthige Einzelheiten mag er nicht vermieden haben, und der Ausdruck gewisser Betrachtungen,